

Hannah Mashayekhi

Die Flucht aus der Dunkelheit

Der Regen prasselte unaufhörlich gegen die zerschlagenen Fenster des Wagens, der ihn durch die düsteren Straßen der Kriegsgefangenenlager fuhr. Er saß, gebückt, inmitten der anderen Gefangenen, die in ihren alten, zerrissenen Uniformen und mit leeren Blicken nebeneinander gedrängt waren. Der Wagen ruckelte über die holprige Straße, jeder Stoß schickte einen neuen Schmerz durch seinen Körper. Es war ein ständiger Begleiter in den letzten Wochen gewesen – der Schmerz. Er war ein Soldat, einer von denen, die für ihr Land gekämpft hatten, für eine Sache, die jetzt wie ein Schatten hinter ihm lag. Der Krieg hatte ihm alles genommen – Freunde, Familie, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Alles war in den Wirren der Schlacht verloren gegangen. Es war nicht der Kampf, der ihm das Herz gebrochen hatte, sondern die Erkenntnis, dass alles, was er für richtig gehalten hatte, nichts wert war. Er hatte gekämpft bis zum letzten Atemzug, bis der Feind den letzten Wall durchbrochen hatte. Es war ein Moment des Wahnsinns gewesen, als er schließlich auf den Befehl hin seine Waffen niederlegte. Der Widerstand war gebrochen. Es schmerzte ihn sehr, all das, wofür sie gekämpft hatten, aufzugeben. Als er seine Hände über den Kopf gegeben hatte, dachte er an seine Familie. Seine Kinder würden ohne ihn aufwachsen. Gab es etwas, was seinem Herz mehr Schmerz als dies bereitete? Er konnte nichts tun. Er war gefangen, genauso wie seine Kameraden.

Die Kriegsgefangenen, die nun wie er in Zellen gesperrt wurden.

Der Wagen hielt an. Die Wachen, die mit ihren knirschenden Stiefeln die staubigen Straßen entlang gingen, öffneten die Tür und zogen ihn grob heraus. „Komm“, brüllte einer der Männer, ohne Mitleid. Wusste er nicht, was diese Tat, die er vollbrachte, den Familien der Gefangenen antun würde? Als er das heimtückische Grinsen des Wächters sah, wusste er ganz genau: Dem Mann war bewusst, was auf dem Spiel stand, ihn interessierte es jedoch nicht. „Komm schon, du bist hier, um zu arbeiten, nicht um herumzutrodeln.“

Er wurde in eine Reihe von anderen Gefangenen eingereiht. Es gab keinen Widerstand mehr in ihm. Die Hoffnung, die ihm einst Mut gemacht hatte, war längst verweht. Das Einzige, was noch zählte, war die Verzweiflung, die ihn zunichtemachte. Er war nicht der Einzige, der gefangen war, aber jeder Mann um ihn herum schien in seiner eigenen Welt zu leben. Die

Wachen hatten ihre eigenen Regeln, ihre eigene Härte, und die Gefangenen – ihre eigenen Geschichten, die im Staub verschwanden, bevor sie ausgesprochen werden konnten. Es gab keine Namen hier. Nur Nummern. Nur Körper, die zum Arbeiten gezwungen wurden, bis sie sich nicht mehr bewegen konnten. „Du wirst die nächsten Wochen auf dem Feld arbeiten“, sagte der Aufseher, der mit einem Hieb seiner Peitsche die Linie der Gefangenen in Bewegung brachte. „Schnell und effizient. Du hast keine Wahl.“

Er wurde zu einer Gruppe von anderen Kriegsgefangenen geführt, deren Gesichter leer und hoffnungslos waren. Ihre Augen waren matt und ausgebrannt. Es war, als ob der Krieg sie bereits erloschen hatte. Sie mussten sich bücken, die Werkzeuge ergreifen und das Land umgraben, das schon so lange von den Kriegen entweiht war. Der Boden war hart, die Arbeit ermüdend, aber das war nicht das Schlimmste. Es war der ständige Blick der Wachen, die immer bereit waren, zu schlagen, zu quälen und zu ermahnen.

An einem dieser Tage, als die Sonne in einem matten Licht über dem Lager brannte und der Schweiß seine Haut überzog, hörte er ein Geräusch. Es war ein leises, fast unmerkliches Geräusch, das von einem der Bäume kam. Ein Krächzen, dann Stille. Die anderen Gefangenen bemerkten es nicht, zu sehr waren sie in ihre Arbeit vertieft, doch für ihn war es ein Zeichen.

Er hatte von der Flucht gehört, von den Gerüchten, die durch das Lager zogen. Ein paar Männer hatten es versucht, nur um in den Wäldern von Wachen erschossen zu werden. Doch die Hoffnung, fliehen zu können, war wie ein Feuer in ihm, das sich langsam zu einem unaufhaltsamen Brand ausweitete. Die Freiheit, die er sich einst vorgestellt hatte, war nur ein Schatten – aber sie war noch nicht ganz ausgelöscht.

Es war an einem Abend, als der Regen die Straßen wieder überflutete, dass er es versuchte. Er sah das Gesicht seiner Frau, die ihm Zuversicht schenkte, und wusste, dass er diese Flucht durchziehen musste, auch wenn es ihm das Leben kostete. Zumindest hätte er dann bis zum Tode gekämpft, als Soldat aber auch als Vater und Ehemann. Er hatte sich die letzten Tage mit jedem Schritt vorbereitet, jeden Blick der Wachen studiert, jede Lücke im Lagerzaun erkundet. Jetzt war der Moment gekommen. Der Aufseher, hatte ihn gerade auf den Boden gezwungen, weil er langsamer war als die anderen. Doch das war nicht mehr wichtig.

Er brauchte keine Entschuldigung mehr.

Als er die Nacht fand, wo das Lager still war und das Donnern des Regens den Klang der Schritte der Wachen übertönte, wusste er, dass er jetzt oder nie handeln musste. Die Mauern des Lagers waren hoch und starr, aber der kleine Spalt zwischen den rostigen Stacheldrähten war genug für ihn. Mit einer Hand griff er nach dem dünnen Draht, zog sich hindurch seine

Haut zerriss sich an den scharfen Kanten. Doch der Schmerz war irrelevant. Er rannte. Der Regen hatte die Erde zu Matsch gemacht, aber das war nicht wichtig. Nur der Fluchtweg zählte. Nur der gedämpfte Klang seiner eigenen Schritte, die in der Dunkelheit verschluckt wurden, war wichtig. Die Freiheit war nahe. Doch auch die Gefahr. Aber er würde nicht mehr zurückblicken. Es war das Einzige, was er sich in diesem Moment leisten konnte: Laufen. Und niemals mehr stehen bleiben. Bis er wieder Hoffnung sah, bis er seine Freiheit fand.